

Zeitschrift: Rheinfelder Neujahrsblätter
Herausgeber: Rheinfelder Neujahrsblatt-Kommission
Band: 48 (1992)

Artikel: Elsa Steinmann-Brunner
Autor: Ruther-Büttiker, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-894478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ella Steinmann

Elsa Steinmann-Brunner

(1901 bis 1973)

von Hedwig Ruther-Büttiker

Die Jugendschriftstellerin Elsa Steinmann wurde am 30. Juni 1901 als jüngste Tochter des Stadtammanns Fritz Brunner und seiner zweiten Frau, Ida Brunner-Wüthrich (Aarau), in Rheinfelden geboren.

Ihre glückliche, unbeschwerete, sonnige Jugend verlebte sie im Elternhaus "Rheinblick" an der Habich-Dietschy-Strasse (neben Bändeli-Müller, "Multifort"), umgeben von einem grossen Garten. Fast alle ihre Kindheitserinnerungen hängen mit diesem prächtigen Garten, seinen alten Bäumen, seinen Teichen und Bächlein, mit dem efeu-umsponnenen Heuhaus, dem grossen Hühnerhof, einem abenteuerlichen Estrich und dem Rhein zusammen:

"In dieser für mich unsäglich reichen und schönen Welt lebte ich mein eigentliches Kinderleben. Alles darin war mir bedeutungsvoll, alles stand in enger Beziehung zu mir: die Böschungssteine, in denen die Schlupfwespen wohnten, die alten Bäume, die Blütensträucher, die vielen Blumen, die Amseln, Finken, Spatzen, Meisen, die Schleiereulen und Käuze, die Molche in den Teichen, die Feuersalamander in der Grotte, die Katzen des Heuhauses, der Hund, die Kaninchen, die Gockel, Hühner und Enten — all das war mir Bruder, und zwar ganz heiss geliebter Bruder. All das kannte mich, all das "wusste" mich, "wusste" mich viel besser als die grossen Leute. Ausser meiner Mutter, die ich über alles liebte, wie wohl jedes Kind seine Mutter liebt, wenn sie gut, jung und schön ist, schien mir von den grossen Leuten allein mein Vater ganz Mensch, Vollmensch zu sein. Ihn verehrte ich, wie man Gott oder einen König verehrt. Er war für mich der ganz Mächtige, der ganz Gute, vor allem der ganz Weise, der alles, vielleicht sogar die Geheimnisse wusste. Von ihm erhielt ich den ersten Gottesbegriff. In einer warmen Sommernacht, in der die Sterne in einem ganz besonderen Glanze funkelten, sagte er mir, dass Gott diese ganze Sternenpracht erschaffen habe. Und nicht nur die Sterne habe er erschaffen, sondern auch die Sonne, den Mond, die ganze Welt, überhaupt alles, was lebe, alles, was sei. Das wurde mir zum tiefsten Kindererlebnis. Noch erinnere ich mich genau, wie ich am nächsten Morgen, nachdem ich dieses für mich unerhört grosse, wunderbare Geheimnis erfahren, in aller Frühe in den Garten zu den Blumenbeeten hin lief, in die Skabiosen, Cosmäen und Godetienstöcklein kniete, sie ganz genau betrachtete — denn sie

waren ganz sicher auch von Gott erdacht und gemacht — und wie sie mir im Tau so wunderbar schön erschienen, dass ich sie küsste, und wie mein kleines Kinderherz den ganzen Tag nicht aus dem Jubel herauskam beim Denken: es gibt jemand, der Gott heisst, der so gewaltig und schön ist, dass er die ganze Welt, alles, alles hat ausdenken und erschaffen können. — Und seit jener warmen Sommernacht liebte ich diesen "Jemand" mit der ganzen Liebeskraft meines Kinderherzens.”¹⁾

In der Schule interessierte Elsa alles, was sie dort zu hören bekam. Am meisten liebte sie Geschichte, naturwissenschaftliche Fächer, Algebra und Geometrie. Daneben nahm sie Klavierstunden. Nach der Bezirksschule folgte ein Welschlandjahr. In Lausanne, an einem Beethoven-Klavierabend, ging ihr mit 15 Jahren plötzlich das Reich der Musik auf, und sie gab sich in den nächsten Jahren in Rheinfelden hauptsächlich mit Musikstudien ab (Klavierstunden am Konservatorium Basel).

Mit 21 Jahren (1922) verheiratete sie sich mit dem katholischen Rechtsanwalt Dr. Julius Steinmann. Dies war der äussere Anlass zu ihrer Konversion zum Katholizismus; sie meinte aber, an sich sei dies die natürliche Folge ihrer geistigen Entwicklung gewesen. Nach Aufenthalten in Luzern, Mels, Rheinfelden (1928) und Quinten studierte Elsa Steinmann als Hörerin Kunstgeschichte und Philosophie an der Universität Freiburg i.Ue. Die Familie wohnte in Givisiez und später in Villars-sur-Glâne. Innert zehn Jahren, zwischen 1923 und 1933, kamen vier Töchter auf die Welt: Elsa, Beatrix, Vera und Eva. Diese vier Mädelchen wollten immer neue Geschichten hören, und so kam Elsa Steinmann dazu, selber Kindergeschichten zu erfinden, nachdem sie alle Märchen der Brüder Grimm, von Hauff, Andersen usw. erzählt hatte. Ihr Mann starb 1933 an den Folgen einer schweren Diabetes. Als Witwe widmete sie sich im gemütlichen Freiburger Landhaus, das mit seinem Garten und seinen alten Bäumen grosse Ähnlichkeit mit ihrem Elternhaus am Rhein hatte, der Erziehung der Kinder, der Geselligkeit, der Musik, dem Studium und der Schriftstellerei. Ihr Gatte, als er noch lebte, sowie der Berner Mundartdichter Rudolf von Tavel und Bundesrat Etter hatten sie dazu bewogen, ihre Geschichten und Gedanken in Buchform herauszugeben. Zu ihrem Freundeskreis in Villars-sur-Glâne zählten Prof. Dr. Max, Herzog zu Sachsen, der Kunsthistoriker Linus Birchler, der Pianist Paul Baumgartner und der Verleger Otto Walter.

1942 zog die Jugendbuchautorin mit ihrer Familie nach Neggio (Malcantone) ins Tessin, ihre neue Heimat. Sie lernte dort den 22 Jahre älteren, von Neggio gebürtigen Ingenieur Tomaso Banchini kennen. Er wurde 1944 ihr zweiter Gatte. Nach seinem Tode (1968) verbrachte sie, selber erkrankt, lange Erholungsaufenthalte in Frankreich und Italien. Sie kehrte dann, von ihren Töchtern umsorgt, in ihr glyzinienbehängenes, romantisches Heim in Neggio zurück. Nach längerem Leiden, völlig gelähmt, verschied sie am 28. Dezember 1973.

Neben Emil Roniger und Dr. Adolf Frey ist Elsa Steinmann die dritte wichtige, vielgelesene Dichterpersönlichkeit des 20. Jahrhunderts aus dem Fricktal. Manche ihrer hochdeutsch oder schweizerdeutsch abgefassten Bücher sind sogar in mehrere Sprachen (über zehn!) übersetzt worden, u.a. ins Französische, Italienische, Englische, Holländische und Finnische. Leider sind diese feinsinnigen Bücher für Kinder und Erwachsene im Buchhandel kaum mehr erhältlich. Für ihren Roman “Franziska oder die Kühnheit des Vertrauens” (1938) wurde Elsa Steinmann mit dem Schillerpreis ausgezeichnet. Sie erhielt auch Preise von Radio Studio Basel (1954 und 1955). Seit 1934 war sie Mitglied des Schweizerischen Schriftstellervereins, seit 1954 des Innerschweizer Schriftstellervereins; ferner gehörte sie dem Club Hrotsvit und der Società litteraria an.

Elsa Steinmanns wichtigste Bücher, die um die Jahrhundertmitte sehr bekannt waren, lauten:

- 1932 Kinderbuch: s'Freudeliechtli (Francke)
- 1934 Kinderbuch: Gschichtli us em Sunneland (Francke)
- 1934 1. hochdeutsches Kinderbuch: Meieli (Francke)
- 1936 Jugendbuch: Pariser Kinder in der Schweiz. Fröhliche Ferienerlebnisse (Francke)
- 1936 Fabelbuch: Vom lachige Dierliberg (Rascher; Walter 1937)
- 1937 Kinderbuch: Der wunderbare Brunnen. Ein Wintermärchen (Walter)
Franz. Übersetzung: La Fontaine merveilleuse (Éd. du Seuil, Paris 1945)
- 1937 Religiöses Kinderbuch: Kindernachfolge Jesu Christi (Benziger) =
Übertragung von “L’Imitation du petit Jésus” von Abbé Jean Plaquevent
(1925)²⁾; Neubearbeitung 1954
- 1938 1. Roman für Erwachsene: Franziska oder die Kühnheit des Vertrauens (Benziger) – Schillerpreis!
- 1939 Jugendbuch: Sommer im Gand. Eine Geschichte vom Walensee (Walter)
- 1941 Pädagogische Radiovorträge: Kluge Mutter, glückliche Kinder (Benziger)
- 1945 Jugendbuch: Der kleine Korbmacher (Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich)
- 1945 Jugendbuch: Weihnachten am Ärmelkanal (Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich)
- 1946 Jugendbuch: Franzli zieht den Sorgenkarren (Evangelischer Verlag Zollikon-Zürich)
- 1946 Radiovortragszyklus: Probleme des jungen Mädchens (Gotthelf-Verlag)

- 1947 Jugendbuch: Vom Lobgesang der Welt. Die Geschichte des neuen Paradieses (Benziger), franz. Übersetzung: Le nouveau Paradis (Éd. du Seuil, Paris); ital. Übersetzung: Il nuovo Paradiso (Bolisverlag Bergamo)
- 1948 Radiovortragszyklus: Eheschwierigkeiten von der Frau aus gesehen (Haupt)
- 1949 Radiovortragszyklus: Leiden und Klippen in der glücklichen Ehe (Haupt)
- 1950 Kinderbuch: Wie die Welt erschaffen wurde (Globi-Verlag)
- 1951 Märchenbuch: Antoinettchen Güldenhaar, u.a. mit dem Rheinfelder Märchen "Das Sandweiblein" und dem Märchen "Das entlaufene Herz" (Ex Libris), 2. Aufl. 1961
- 1955 Jugendbuch: Wie Tim zum Zirkus kam (Globi-Verlag)
- 1955 Jugendbuch: Ruthlis wunderbarer Traum (Globi-Verlag)
- 1955 Schweizer Heimatbuch: Schöner Malcantone (Haupt)
- 1956 Erfolgreichstes Jugendbuch: Der Sohn des Gondoliere (Herder), 2. Aufl. 1959, übersetzt in über 10 Sprachen! ³⁾
- 1957 Jugendbuch: Der rote Luftballon und andere lustige Geschichten (Schweiz. Jugendschriftenwerk Zürich)
- 1958 Bestseller-Jugendbuch: Lia und die roten Nelken (Herder), 3. Aufl. 1972 ³⁾
- 1962 Jugendbuch: Remo und die Steppenhirten (Herder)

Neben weiteren Jugendbüchern und Märchen schuf Elsa Steinmann auch noch Radiohörspiele für Kinder, wirkte an andern Büchern mit, übersetzte Werke von Pierre Duoyer (1949-1952) und schrieb Beiträge für namhafte Schweizer Zeitungen und Zeitschriften.

Rheinfelder Erinnerungen

Als ich ein kleines Mädchen war, lernte ich Elsa Brunner als strahlende, blonde Bezirksschülerin kennen. In der grossen Pause spazierten die angehenden Jungfräulein vor dem Hugenfeldschulhaus neben der Martinskirche hin und her. Da waren auch noch dabei: Heidi Keller (Tochter von Dr. Hermann Keller), Eva Habich (wohnhaft in der Rasser-Villa), die Tochter von Oberst Waldmeier (im "Wägelihaus" neben der reformierten Kirche, heute Neue Aargauer Bank), Alice Conrad (mit schöner Alt-Stimme, aus dem Restaurant "Feldschlössli Stadt"), Trudi Kern (Tochter von Chefarzt Dr. Kern, Bezirksspital) und Alice Wuhrmann (die spätere Gattin von Lehrer Ernst Hohler). So klein ich war, staunte ich doch über die Schönheit dieser jungen Damen, und das goldene, glockengleiche Lachen von Elsa Brunner fasizierte mich.

Ihre Mama, Frau Stadtamann Ida Brunner-Wüthrich, kam oft zu meiner Mutter auf Besuch. Die imposante, stattliche Frau mit wallenden Hutfedern flösste uns Kindern jedesmal einen Schauer der Ehrfurcht ein. Am 1. August gingen Elsa Brunner und ihre Freundinnen jeweils im Städtchen umher, um die auf einem blauen Samtkissen präsentierten Festabzeichen zu verkaufen. Man konnte nicht anders, man “musste” eines kaufen!

Eine hübsche Anekdote hat mir Vera Waldis-Steinmann, eine der Töchter Elsa Steinmanns, erzählt:

Als Elseli ein spatzenhafte kleines Mädelchen war, sass Papa Brunner am Morgentisch, trank Kaffee und las die “Volksstimme aus dem Fricktal”. Die Kleine stieg hinter dem Rücken von Papa auf dessen Stuhl und machte sich mit der schönen väterlichen Mähne zu schaffen. Vater liest die Zeitung intensiv und achtet sich nicht: Er spürt nur das wohlige Streicheln seiner geliebten jüngsten Tochter. — Er schaut auf die Uhr, nimmt den Hut und geht ins Rathaus zur Sitzung. Die Ratsherren sind schon versammelt. Der Stadtamann hängt den Hut an den Haken und nimmt Platz. Ein vergnügtes Raunen geht durch den Raum und schwollt an zu grossem Gelächter. Der Stadtvater sitzt auf dem Bürgermeisterstuhl, sein Haar mit vielen rosafarbenen, blauen, grünen Seidenbändchen zu abstehenden Schwänzchen frisiert. Er fährt verdutzt über sein Haar und lächelt: “Aha, das war meine jüngste Tochter!”

Eine weitere lustige Begebenheit eines Rheinfelder Ratsherrn, die im Städtchen von Haus zu Haus weiterberichtet wurde, ist von Elsa Steinmann nacherzählt worden. Leider ist ihr Manuscript verschollen. Dieses Abenteuer ereignete sich im Olsbergerwald.

Die alten Rheinfelder wissen noch genau, wo die “Leimgrube” zu finden ist.⁴⁾ Von dort fuhr ein Luftseilbahnchen bis zur Kipphütte, etwas links von der Bundes-eiche über dem Alleeweg. (Es gab dort damals noch keine Autobahn). Dort wurde die Lehmerde in Rollbahnchen gekippt, und diese gelangten auf einem Schmalspurgleise durch den Stadtweg in die “Ziegelei”, die Baumersche Ziegelhütte am Ende des Stadtwegs: eine grosse Freude für Buben und Mädchen, welche hie und da mitfahren durften! Nun inspizierte ein Stadtrat die Leimgrube. Er hatte die gute Idee, sich in ein leeres Leimwälzelchen zu setzen und in luftiger Höhe bis in die “Stampfi” zu fahren, statt den beschwerlichen Waldweg zurückzugehen. Gesagt, getan, aber o weh, mitten im Wald stellte der diensthabende Stellmeister den Strom ab, denn es schlug sechs Uhr am Obertor. Unser Stadtrat schwebte hilflos über den Bäumen! Leute auf der Olsbergerstrasse hörten dann ein Hilfegeschrei über den Wipfeln, und mit Mühe, Gelächter und Aufregung wurde der Ratsherr nach längerem Hangenlassen aus seiner misslichen Lage befreit.⁵⁾

Eines der Kindermärchen von Elsa Steinmann, das mir sehr lieb ist und das ich besonders gern erzähle, ist “Das Sandweiblein”.⁶⁾



Das Sandweiblein

Zu der Zeit, als es weder Messerputzmaschinen noch Messerputzpulver gab und sämtliche Messer noch mit Sand geputzt wurden, trieb das Sandweiblein sein ehrliches Gewerbe in Grafenau.

Grafenau war ein hübsches Städtchen. Es dehnte sich dem Ufer des Rheins entlang und bestand aus einer Kirche mit einem goldenen Gockelhahn auf dem Turm, ein paar stattlichen Bierschenken, siebenhundert schmucken Bürgerhäusern und einem Rathaus.

Das Häuschen des Sandweibleins klebte wie ein Schwalbennest an der Ringmauer von Grafenau. Es war grau wie seine Herrin, hatte ein windschiefe Dach, eine windschiefe Tür und windschiefe graue Fensterläden. Die klapperten gar lustig im Wind. Ja, im Sturmwind klapperten sie so fest, dass die Käuze, die in der Ringmauer wohnten, sich darob ärgerten und erbost in die Nacht hinein schrien:

“Klapperladen, Klapperbein,
Wach auf, kleines Sandweiblein!
Schlag ‘nen Nagel in die Truh;
Immer klappen auf und zu
Alle deine Türen.
Schuhuh, schuhuh, schuhuh!”



Für den Lärm seiner Klapperläden aber vermochte das Sandweiblein nichts. Ihm wäre es auch lieber gewesen, es hätte in seinem alten Häuschen etwas mehr Ruhe gehabt. Denn nicht nur die Läden, sondern rein alles im Häuschen fing beim leisesten Windstoss zu krachen und zu klappern an.

Da war das breite Bett im Alkoven. Dem hatte eine Ratte den rechten Fuss abgenagt, und den linken hatte der Holzwurm aufgefressen. Und wenn auch hüben und drüben ein Holzscheit untergeschoben war, krachte und wackelte das Bett, als ob es gleich zusammenbrechen wollte, sobald sich das Sandweiblein nur ganz sachte darin drehte.

Ähnlich verhielt es sich mit der Kommode, dem Tisch, dem Stuhl und dem Kanapee. Alles wackelte; alles klapperte bei der geringsten Berührung.

Das Sandweiblein jedoch sagte: “Das kommt vom Alter”, und ertrug alle wackeligen Möbel und das ganze klappernde Häuschen in grosser Geduld.

Am Morgen, wenn es sein Bett gemacht, Stube und Küche gekehrt, sein Tässlein Kaffee getrunken und sein Stücklein Brot gegessen hatte, zog es seinen kleinen Sandkarren aus dem Schopf und ging seinem Gewerbe nach.

Kaum hörten die Kinder den Sandkarren des Sandweibleins über das Pflaster von Grafenau holpern, kamen sie zu den Haustüren herausgestürzt, liefen hinter dem Sandweiblein drein, zeigten auf seinen grauen Rock, seine grauen Strümpfe, seine grauen Filzpantoffeln und riefen:

“Sandweiblein hat ‘nen grauen Rock
Und graue Strümpf und Schuh.
Meh-meh, meckert der Ziegenbock,
Die Eule schreit schuhuh.”

Das Sandweiblein aber liess sich von diesem Singsang nicht verdriessen. Es sagte: “Kinder müssen ihre Kurzweil haben.” Kamen ihm aber die ärgsten

Gassenbuben gar zu nah, um ihm die Ohren mit ihrem "Meh-meh" und "Schuhuh" vollzuschreien, drehte es sich um, machte ein freundliches Gesicht und sagte: "Singen dürft ihr, soviel ihr wollt. Aber das Krähen lasst schön bleiben. Das passt sich für Hähne und für Raben, aber nicht für so hübsche Kinder, wie ihr seid!"

Vor so viel Freundlichkeit verging den Kindern das Grölen von selber. Sie wurden still, schämten sich wohl auch ein bisschen und liessen das Sandweiblein ruhig seiner Wege ziehen.

So zog es seinen Rumpelkarren durch ganz Grafenau. Danach trippelte es über die Rheinbrücke nach der kleinen Insel, die mitten im Rhein stand. Dort machte es halt, langte die alte Kohlenschaufel aus dem Karren und füllte ihn bis zum Rand mit schönem, grauem Rheinsand.

Das Sandweiblein behauptete: "Auf der Rheininsel ist der Sand am saubersten. Denn so viel Seife wie der Inselsand bekommt kein Sand auf der ganzen Welt zu schlucken." Und das stimmte aufs Wort genau. Denn auf der Rheininsel wuschen alle Mägde und Haustöchter des Städtchens ihre Wäsche. Da wurde die ganze Tischwäsche der Frau Bürgermeisterin gewaschen, prächtige Damasttischtücher mit kunstvoll dargestellten Sternen- und Vogelmustern. Dann die spinnweb-dünnen Brauthemden der Apothekerstochter, die Schürzen aller Zuckerbäcker des Städtchens, ja sogar noch die Altartücher aus der Martinskirche.

Das alles wurde von den Wäscherinnen in den Rhein getunkt, auf dem Sand eingeseift, geklopft und gespült und dann auf der Insel zum Trocknen ausgebreitet.

Wie hätte da von so viel schöner weißer Seife und so viel vornehmer Wäsche der Sand nicht sauber werden sollen?

Ja, ja, das Sandweiblein war ein kluges Frauchen; es verstand wirklich etwas von seinem Gewerbe.

Hatte es seinen Karren gefüllt, fand sich auch immer jemand, der ihm half, ihn auf die Brücke zu ziehen: ein starker Bursche, eine junge schmucke Wäscherin, hin und wieder auch der Fischer Klein, der auf der Insel seine Lachsnetze auswarf.

Ohne Hilfe liess man das Sandweiblein nie. Es dankte auch immer artig und sagte: "Vergelt's Gott! Ich bete ein Vaterunser für Euch." Und das gefiel den Leuten gar wohl. Ja, man munkelte in Grafenau, ein Vaterunser des Sandweibleins bringe Glück. Wie hätte es ihm da je an Hilfe fehlen können!

An einem schönen Sommermorgen war das Sandweiblein mutterseelenallein auf der Insel. Wie es den Sand in den Karren schaufelte, schnellte plötzlich ein Lachs aus dem Rhein, und — schwupp — platschte er mitten in den Sandkarren hinein.

Da machte das Sandweiblein grosse Augen! Sein erster Gedanke war, den Lachs dem Kronenwirt zu bringen. Der wird mir gewiss ein schönes Stück Geld dafür geben, dachte es.

Da aber schlug der Lachs so verzweifelt um sich und verdrehte dabei seine runden Fischaugen so jämmerlich, dass das Herz des Sandweibleins vor Mitleid überquoll. "Komm, Geschöpf Gottes", sagte es und warf den Lachs mit der Aufwendung seiner ganzen Kraft in den Rhein zurück.

Doch siehe: Da kam der Fisch ans Ufer zurückgeschwommen und hüpfte vor den Augen des Sandweibleins wie eine Silberklinge aus den grünen Fluten. Zuerst hüpfte er so hoch wie ein Mann, dann so hoch wie des Bürgermeisters Haus und das drittemal so hoch wie der Turm der St. Martins-Kirche. Dann tauchte er in die hoch aufspritzenden Wellen und war verschwunden.



"Das war aber ein merkwürdiger Fisch", sagte das Sandweiblein und wackelte mit dem Kopf.

Und wahrhaftig: Es hatte Grund genug, mit seinem kleinen grauen Kopf zu wackeln! Denn dass der Fisch vor seinen Augen dreimal aus dem Wasser gehüpft war, bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als dass es von Stund ab drei Wünsche tun dürfe, die ihm, kaum ausgesprochen, erfüllt würden.

Da dem Sandweiblein diese hüpfende Fischsprache durchaus unbekannt war, füllte es, nachdem es genug gestaunt hatte, seinen kleinen Karren weiterhin mit Sand, zog ihn mit viel Mühe zur Brücke hinauf, verschnaufte ein bisschen auf der Brückenbank, wanderte dann nach der Marktgasse und rief:

"Sand vom Rhein!
Sand vom Rhein!
Ich gebe das Glas für einen Kreuzer!"

Nachdem es allen Hausfrauen und Mägden des Städtchens von seinem Sand verkauft hatte, war die Sonne hoch in den Himmel hinaufgestiegen. Die Pflastersteine brannten. Es war wüstenheiss in der Gasse.

Wie das Sandweiblein so vor des Bürgermeisters Haus stand, dachte es: Ach, hätt' ich doch auch ein so schönes grosses Haus und könnte mich darin ein bisschen ausruhen! Das Sandverkaufen ist doch ein beschwerlich Gewerbe, besonders in dieser heissen Julisonne.

Kaum aber hatte das Sandweiblein seinen Wunsch zu Ende gedacht, sass es auch schon auf einem Lehnsessel aus rotem Samt in einem hohen wunderschönen Zimmer. Der Lehnsessel stand neben einem spitzbogigen Fenster, von dem man über den ganzen Marktplatz und geradenwegs in des Herrn Bürgermeisters Speisezimmer sehen konnte.

Ganz verwirrt schaute das Sandweiblein erst in das Speisezimmer des Herrn Bürgermeisters und dann in die eigene Stube.

Du meine Güte, was herrschte da für eine Pracht! Auf einem kunstvollen Büfett glänzten die schönsten Silberteller und Silberkrüge. Den Wänden entlang standen buntbemalte Truhen mit rot- und blausamteten Kissen darauf. Den ganzen Fussboden aber bedeckte ein herrlicher Teppich, der so dick war, dass die Füsse des Sandweibleins bis zu den Knöcheln darin versanken.

In einer Ecke des Zimmers machte sich ein riesiger Kachelofen breit, auf dessen Kacheln die wunderbarsten Geschichten abgebildet waren. Damit man sich die Geschichten bequem besehen konnte, lief um den ganzen Ofen herum eine Bank, auf der wiederum blaue und rote Samtkissen lagen.

Von der Decke hing ein prächtiger Leuchter. Der stellte eine Rheinnixe dar, die in ihren Händen eine dicke Kerze und in ihrem Haar einen ganzen Kranz goldverzieter Lichter trug. Das muss herrlich anzusehen sein, wenn all die Kerzen brennen, dachte das Sandweiblein.

Da sass es nun in seinem rotsamteten Sessel und betrachtete all die kostbaren Dinge der Stube.

Die Dinge wiederum betrachteten das Sandweiblein. Dabei fragte das Büfett leise den Kachelofen:

“Sieh mal an, das Sandweiblein,
Was hat es da zu suchen?”

Der Ofen liess ein bisschen Sand
aus den Fugen fallen und antwortete:

“Ich weiss es nicht, ich weiss es nicht.
Mehl und Eier und Muskatwein
Gibt einen feinen Kuchen.”

Der hat einen Backofen in seinem Leib, dachte das Büfett, darum denkt er nur ans Essen. Mit so einem Dickwanst lässt sich keine vernünftige Unterhaltung pflegen. Es machte deshalb seinen Schubladenmund zu und sagte kein einziges Wörtlein mehr. Nur mit dem rissigen Brett in seiner Rückwand krachte es noch ein bisschen.

Davon aber gerieten die Gläser des Seitenkästlein ins Klingen, und das gab eine feine zierliche Musik:

“Kling, klang, Becherlein,
Kling, klang, Hühnerbein,
Auf deinem flachen Teller.
Da drüben sitzt das Sandweiblein,
Ja, schau nur hin, das Sandweiblein,
Sein sind nun Stub’ und Keller.”

So sangen die Gläser und glänzten dabei durch die Büfettscheiben neugierig zum Sandweiblein hinüber.

Dem aber wurde es über all dem ungemütlich zumute. Und als nun gar eine Kammerjungfer ins Zimmer getrippelt kam, vor ihm einen Knicks machte und fragte: “Was wünscht die gnädige Frau?”, da wusste es nicht wo ein, wo aus.

Aber das war erst der Anfang. Denn kaum war die Kammerjungfer fort, klopfte es schon wieder an die Tür. Und ehe das Sandweiblein “Herein” rufen konnte, kam ein alter dünnbeiniger Haushofmeister in einem vornehm zugeschnittenen Rock in die Stube hereinstolziert. Ein spärlicher Backenbart wuchs ihm bis zum Kinn hinunter. Auf seiner Nasenspitze sass ein goldener Kneifer. Und über diesen Kneifer sah er das Sandweiblein so streng an, dass dem himmelangst darob wurde.

“Gestatten die gnädige Frau, dass ich Ihr die Dienerschaft vorstelle”, schnarrte der Haushofmeister mit krächzender Stimme und klopfte mit einem spanischen Rohr dreimal auf den Fussboden. Gleich ging die Tür auf und herein traten drei Diener in roter Livree, eine dicke Köchin und drei Stubenmädchen mit weissen Häubchen auf dem blonden Haar.

Die Diener verbeugten sich vor dem Sandweiblein. Die dicke Köchin und die Stubenmädchen aber machten drei tiefe Knickse.

Von so viel Ehrbezeugung wurde dem armen Sandweiblein ganz konfus im Kopf. Es zog seine Schultern hoch, kroch ganz klein in sich zusammen und sass wie ein Häuflein Unglück im Sessel. Ach, wenn die doch alle fort und zum Haus hinaus wären”, dachte es.

Da — sssss — brauste ein gewaltiger Windstoss aus dem Ofenloch und blies Haushofmeister und Köchin samt allen Dienern und Stubenmädchen zum Fenster hinaus.

Nun war es plötzlich ganz still im Haus. Keine Blochbürste fuhr mehr übers Parkett, kein Teppich wurde geklopft, keine Stube gewischt, keine Teller klapperten, kein Wasser zischte mehr. Blos ein Mäuslein nagte irgenwo im Täfer, und eine dicke Brummfliege surrte durchs Zimmer und putschte an die Fensterscheibe.

Erleichtert atmete das Sandweiblein auf. Es reckte sich im Sessel, stand dann behutsam auf, horchte noch eine Weile in die Stille des Hauses. Darauf schlurfte es in seinen grauen Filzpantoffeln neugierig von Zimmer zu Zimmer.

Ja, da besass es nun ein grosses Haus, wie es sich's gewünscht hatte. Zwanzig Stuben und Kammern waren darin, eine geräumiger und schöner als die andere.

In der Schlafkammer stand ein Himmelbett mit einem himmelblauen seidenen Vorhang ringsherum. Und als sich das Sandweiblein aufs Bett setzte, sank es gleich einen halben Meter tief in lauter Flaum und Daunen.

In der Küche aber kochten ein halbes Dutzend Töpfe auf dem Herd. Als das Sandweiblein die Deckel der Reihe nach von den Töpfen lüpfte, stieg ihm von überall her ein herrlicher Geruch entgegen. Im ersten Topf brodelte eine Tausendkräutleinsuppe. Im zweiten schmorte ein Hühnchen. Im dritten schwammen Spanferkelklösse in einer fetten Tunke. Im vierten zischten Bratkartoffeln in honiggelber Butter. Im fünften kochte ein kindskopfgrosser Blumenkohl. Und im sechsten wurde gerade eine herrliche Schokoladencreme gar. Im Bratofen aber buken Salzbrezeln, ein Gugelhopf und ein Zwetschgenkuchen.

“Da merkt man erst, wie hungrig man ist”, meinte das Sandweiblein und sog all die feinen Gerüche gierig in seine kleine Nase. Dann holte es sich einen Teller, schöpfte aus jedem Topf einen Löffel voll darauf und verzehrte hernach vergnüglich schmatzend die leckeren Speisen.

Unterdessen war es Abend geworden. Im Schatten des Rathaustrumes wurden die grossen Stuben bald dunkel. Und in den Gängen war es mit einemmal stockfinster. Eifrig suchte das Sandweiblein nach einer Zündholzschatznel. Jedoch fand es im ganzen grossen Haus auch nicht das winzigste Zündhölzlein.

Schliesslich tastete es sich zur Schlafkammer und zum Himmelbett und verkroch sich unter der Decke.

Da fing ein Holzwurm im Bettposten zu bohren an. Und über seinem Kopf schwirrten ein paar grosse Rheinschnaken mit einem so unheimlichen Gesurre hin und her, dass es dem Sandweiblein darüber ordentlich grauslich zumute wurde.

Es zog sich die Decke über die Ohren, seufzte und sprach: “Ach, wie öd und schaurig ist dieses grosse Haus. Wär’ ich doch wieder in meinem kleinen alten Häuschen! Wie einfach war doch dort das Leben, wie gemütlich, wie vergnüglich! Freilich, ein bisschen weniger wacklig, ein bisschen weniger klapprig dürfte das alte Häuschen schon sein. Ja, das dürfte es . . .” So sprach das Sandweiblein und schlief dann trotz der dicken Steppdecke fröstelnd ein.

Und siehe: Als es am Morgen die Augen aufschlug, lag es wieder in seinem alten Bett. Voll Verwunderung schoss es in die Höhe. Trotzdem das eine sehr heftige Bewegung gewesen war, wackelte und krachte das Bett kein bisschen, sondern blieb still und sicher auf seinen Füßen stehen.

Und wie das Sandweiblein nach den Füßen des Bettes schaute, waren diese nigelnagelneu. Und nicht nur das Bett war heil: auch die Stühle, das Kanapee und der Tisch. Und obendrein war alles frisch gestrichen: Wände, Tür und Kuckucksuhr. Ja, sogar die ausgestopfte Amsel auf dem Schrank, die schon beinahe von den Motten aufgezehrt worden war, hatte ein neues glänzendes Gefieder bekommen und frisch lackierte Beine und Füsse.

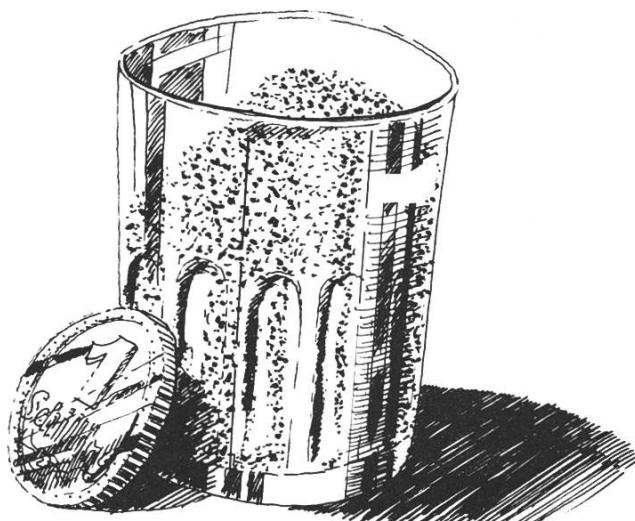
Und wie nun das Sandweiblein die Haustür aufmachte, um das Häuschen auch von aussen zu besehn, standen eine ganze Menge Kinder davor, die alle durcheinander schrien und erregt auf das Häuschen des Sandweibleins zeigten.

Wie sie das Sandweiblein erblickten, schlossen sie schnell einen Kreis um es, fassten sich bei den Händen, tanzten einen Ringelreihen und sangen dazu:

“Sandweiblein hatte ‘nen Palast,
Ein wunderfeines Haus.
Drin liefen prächtige Mamselln
Und Junker ein und aus.

Sandweiblein sprach: ,O jemineh,
Zu fein ist dieses Haus.'
Da kam ein Wind und trug es fort
Mit mächtigem Gebraus.

Doch seht, wo sitzt Sandweiblein jetzt?
In seinem alten Haus!
Doch guckt nur her, ‘s ist alles neu:
Tür, Läden, Katz und Maus.’



Die Bürger von Grafenau aber hielten das Sandweiblein fortan in hohen Ehren. In der Martinskirche bekam es dicht neben der Kanzel einen eigenen Kirchenstuhl wie die vornehmsten Bürger der Stadt. Jeden Sonntag wurde es zum Kutschfahren eingeladen, oder dann war es in einem der schönen Häuser der Marktstraße zu Gast. Auf der Straße wurde es von jedermann ehrerbietig begrüßt, und die Männer zogen vor ihm die Hüte beinahe so tief wie vor dem Bürgermeister und dem Pfarrherrn. Für jedes Glas voll Sand aber erhielt es von Stund an nicht mehr bloss einen kupfernen Kreuzer, sondern einen blanken Schilling — auch wenn das Glas nur halbvoll war⁷⁾.

Anmerkungen

Biographische Quelle: Manuskript von Elsa Steinmanns Tochter Vera Waldis-Steinmann, "Das Leben von Elsa Steinmann", datiert: Neggio, 3. März 1989

Bibliographie: Die Forschungsstelle Schweizer Autorinnen hat uns freundlicherweise einen Computerauszug der Buchtitel Elsa Steinmanns zur Verfügung gestellt, den wir neben den bibliographischen Angaben von Frau V. Waldis benutzt haben.

¹⁾ Elsa Steinmann, "Wie ich zur Jugenderzählerin wurde", *Die Woche im Bild*, 15. Jg., Nr. 47, S. 1477 vom 21. 11. 1937, Verlag Otto Walter AG, Olten

²⁾ Empfohlen von Prof. Dr. Max, Herzog zu Sachsen, Univ. Freiburg i. Ue., in "Die Woche im Bild", 15. Jg., 1937, S. 1497 (Verlag Otto Walter AG, Olten)

³⁾ In Zusammenarbeit mit Elsa Steinmanns Tochter Vera Waldis-Steinmann

⁴⁾ Vgl. Arthur Heiz und Robert Berner, *Die "Mechanische Ziegelei"* Rheinfelden, NJB 1979, S. 11 ff.

⁵⁾ Karl Weinberger, "Vor 50 Jahren in Rheinfelden. Lose Erinnerungsblätter aus meiner Bubenzzeit", Rheinfelden 1942 (Herzog), S. 28, erzählt die Geschichte folgendermassen: "Herr B. (= Joseph Emil Baumer) interessierte sich noch manches Jahr um meine werte Persönlichkeit. Ich meinerseits liess mir jeweils in den Ferien mit aufrichtiger Freude und Anteilnahme alle Neuerungen in seinem Betriebe zeigen bis hinauf in die Lehmtransportanlage im Olsberger Wald. Auf dieser sei einmal, so wurde mir berichtet, ein biederer Rheinfelder Geschäftsmann gestartet. Man habe ihn dann spassweise im Transportwälchen hoch über den Bäumen eine Weile stehen lassen, bis sein Schimpflexikon erschöpft war. Darauf habe er sanftere Register gezogen, durfte wieder hinuntersteigen und hat seine Luftfahrt jedenfalls nicht so schnell vergessen."

⁶⁾ Nachdruck aus: Elsa Steinmann, "Antoinettchen Güldenhaar und andere wunderbare Geschichten" (1961)

⁷⁾ Eine Rheinfelderin, Jahrgang 1917, berichtet: "Ganz dunkel erinnere ich mich noch ans Sandwybli. So lange meine Grossmutter noch lebte, brachte es Putzsand auf einem Stosswägeli. Der Sand war wahrscheinlich in Leinensäckli eingepackt. Das Sandwybli bekam bei uns immer etwas zu essen oder Kaffee. Den Sand brauchten wir nicht mehr zum Putzen. Es gab schon Vim, aber so lange es kam, kauften wir ihm etwas ab. Vielleicht landete der Sand auf unserem Sandhaufen und wir spielten damit." — Das Sandwybli kam wahrscheinlich von Degerfelden.